

Kraft.

Roman in zwei Bänden von Fritz Mantzner.

(26. Fortsetzung.)

Jetzt hatte van Tenius ernstlich Luft, sich zu beschweren. Nichts wollte klappen. Die Uhr ging falsch, die Rüge kamen zu spät, die Beamten waren grob, der Bahnhof war zugig, die Reisenden — wahrhaftig, da ging man lieber wieder fort. Man brauchte sich doch nicht von wildfremden Reisenden angaffen zu lassen. Bevor van Tenius ging, fragte er noch nach der Ankunft des nächsten Wiener Zuges. Vor Abend passierte kein Schnellzug mehr. Aber es war immer möglich, daß seine Freunde um halb drei Uhr nach Berlin fuhren, wenn sie etwa in Dresden übernachtet hätten. Unfinn! Van Tenius eilte fort und begab sich selbst durch die Stadt nach der Galerie zur Stralino — keine Spur von Wehlichkeit! — und wieder hinaus über die Elbbrücke hinüber, wieder zurück auf die Brühl'sche Terrasse und wieder hinunter. Endlich war es Zeit, Mittagstrotz zu essen und so ganz zuverlässig und dumm die Zeit totzuschlagen. Van Tenius ging vorsichtig zu Werke und gab dem kleineren Kaffeehaus, ihn langsam zu bedienen. Auf den Zug von halb drei Uhr wuschte, mit dem Marianne gewiß nicht fuhr, wollte er nicht lauern — wie ein Criminalbeamter mußte er ja den Leuten vormerken!

Und doch: der drei Uhr stand er wieder da unter der Bahnhofskuppel und machte sein trotziges Gesicht, um sofort grob zu werden, wenn einer der Beamten ihn fragte, was er wollte. Das ging ihm ein offenerlicher Pfah, und van Tenius brauchte es keinem Menschen auf die Nase zu binden, was er hier wollte. Luft schnüffelnd, wenn es ihm paßte. Sein Berliner Arzt hatte ihm Dresdener Bahnhofsluft verordnet. Bum. Da sollte nur einer kommen und fragen!

Aber Niemand kam. Niemand betrieb ihm auch nur mit einer Frage die Zeit. Die schlich nur so hin. Es war schließlich ein warmer Tag geworden, und die Zeit schien noch müder zu sein, als am Morgen. Endlos, endlos. Die Zeiger bewegten sich nicht. Noch zwölf Minuten. Und dann, diese Lüge, plötzlich ist der Zug da, und van Tenius, der ihn später erwartet hatte, mußte laufen, um ihn zu erreichen, bevor ein Passagier aus- oder eingestiegen ist. Athemlos langte er an. Aber er hat sich denken können, von Marianne kein Goldhaar zu sehen. Es ist ja gar kein Weiber Schnelzug!

Van Tenius hatte nun ganze fünf Stunden vor sich, in denen sie unbedingt nicht kommen konnte. Fünf Stunden totzuschlagen! Ja, wenn es noch fünf Menschen wären! Fünf Menschen schlägt man eben tot, so gut wie einen, höchstens, das hat man dabei ungewollt auch noch Zeit totzuschlagen. Der reime Vorteil.

Van Tenius beschäftigte seine Phantasie zum ersten Mal seit dem schrecklichen Mordtag mit der Tat von damals. Wie lange es wohl gedauert hätte von der Begegnung mit Zepren bis zum Faustschlag und dann wieder bis zur Bestimmung auf sich selbst und dann bis zum Fortschleichen der Uhr. Fünf Stunden gewiß nicht. Gewiß nicht so furchtbare fünf Stunden.

Van Tenius war auf etwas besonnen, das zu grauenhaft war, um die gemeine Langeweile aufkommen zu lassen. Er konnte sich mit Selbstverwünschungen die Zeit vertreiben. Mit Selbstverwünschungen über seine Selbstverwünschungen.

Aber er hörte nicht auf seine Selbstverwünschungen. Sein bestes Ich hielt ihm vor Augen über seine menschlichen Schwächen und über das Eingige, das ihn befreien konnte von dem Schatten der unseligen Tat, er aber jag dabei seine Laichener, und sein anderes Selbst mutmelte: „Mein Gott, mein Gott, erst eine Stunde!“

Es war auch nicht gewöhnlich Langeweile, die ihn so angriff. Rangesweilte konnte er nicht, hatte er kein Letztes nicht gekannt. Das aber, was ihn von Berlin hierhergetrieben hatte und was ihn in der fremden Stadt umherjagte wie einen Hund auf der Fährte des verlorenen Herrn, das war nicht Langeweile, das war ungeliebte Sehnsucht, heiße vergebende Sehnsucht nach ihr, an der sein Leben nun einmal hing feil Jahren, feil unzerbrechlich, und die er nun endlich hoffen durfte in das Gewebe seines Lebens hineinzuweben, unverletzt, sein Eigen.

Mit allen Rünken müßiger Langesweilte mit Hilfe von Cafés und Zeitungen, von Einfällen und Streifen brach er den Tenius so weit, daß er nur eine Stunde vor Antritt des letzten Wiener Zuges wieder auf dem Bahnhof war.

eigene Adresse, weil ihm nichts Besseres einfiel. Dann telegraphierte er an seine Wirklich; er wäre plötzlich abgereist, läme aber heute bestimmt nach Hause. Dann fragte er den Beamten, ob er hier in Dresden vielleicht Auskunft erhalten könnte über ein Telegramm, das vielleicht...

Er fragte nicht zu Ende. Er hatte durchaus nicht die Absicht, sich lächerlich zu machen. Schöne volle zehn Minuten waren todgeschlagen. Und wieder auf dem Bahnhof hinaus und wieder hin. Jetzt nicht mehr die Rangesweilte, die ungeliebte; jetzt das bängliche Wortgefühl einer Entscheidung. Aber welche Entscheidung kann es bringen, daß er Marianne um einige Stunden früher sieht? Sie wird sich wohl freuen und ihm ohne Staunen die Hand reichen. Das wird Alles sein. Aber das ist es ja eben! Für diesen Augenblick ist ja der ganze entscheidliche Tag nicht vergangen gewesen!

Eine vorzügliche Verwaltung. Sie sorgt für Abwechslung. Man kann das Ansehen der verschiedenen Plamen lange verfolgen. So hat die Zeit ein Einsehen. Sie steht nicht still. Langsam zwar rückt der Zeiger vor, aber doch mit einer gewissen ankündigenden Stetigkeit. Van Tenius weh schon, wie weit er die Ränge hinauf- und hinabgehen muß, um eine Minute zu gewinnen. Hätte er das schon früher so gemacht! Das ist ja weit vorzuziehlicher, als unter der Uhr zu stehen und die Zeiger anzustarren, bis man hypochondrisch wird.

Das Signal! Herr Gott, van Tenius will ja mitfahren, und hat sein Billet noch nicht abgeholt! Er eilt an die Kasse, besorgt das Geschäft, und richtig, da er auf den Bahnhofs zurückkehrt, ist der Zug schon eingelaufen.

Drüben, hell beschienen von der nächsten hellen Laterne, unter dem schwarzen Krepptuch, über dem schwarzen Schulterrücken das goldige Haar! Van Tenius lächelte und ging rasch auf Marianne zu. Was dann weiter. Er hatte ein bißchen gewartet. Sie erblickte ihn, und ein Juden der Freude spielte um ihren verlegenen Mund. Sie sprach etwas in's Coupee hinein und streckte dann mit dem Arm hinaus.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich wollte Sie fast darum bitten. Aber dann habe ich Sie doch wieder nicht erwartet. Ich danke Ihnen.“

Sie meinte keine vor Erregung, während sie glücklich seine Hände festhielt.

„Otel, wir haben zwei Schweigen gehen.“ rief es aus dem Coupee, „heute die schicksale, und vor ein paar Tagen noch die schweigsame.“

„Griß Gott, Wölfi!“ rief van Tenius, um doch auch etwas zu sagen. „Aber er starre die Freundin an; auch er war glücklich und erregt. Sie schien ihm wohlher auszugehen, vielleicht auch voller geworden. Sie schien ihm kleiner als im Frühling, jetzt da er die Thür öffnete und sie in ihrer stillen Trauerklärung zu ihm herunterstrahlte.“

Bevor noch Wölfi ihr gefolgt war, hatte van Tenius ihr den Arm gereicht und fragte nun nach Monaten zum ersten Mal wieder: „Gut?“

„Ja.“

„Nicht ja! Gut will ich hören, das Wort, den Ton.“

„Ja!“ Du selbst ja, ich habe gerufen, aber ich habe viel mit Dir zu sprechen.“

Wölfi war herabgelockert und brachte dem Hotel van Tenius ein Sträußchen von Gelweiß. Mama hätte es sehr schön gefunden und passend. Wölfi bringe Allen etwas mit. Die anderen Damen könne er nur nicht so gut behalten. Aber van Tenius, über den habe er mit Mama oft gesprochen. Auch wenn Mama nicht angefangen habe.

„Dumme Jungel!“ rief van Tenius. „Aber schon unterdrück er sich und lachte ärgerlich laut auf. Er stieg mit der Freundin und ihrem Knaben in das Coupeserster Klasse und bekannte sich hier, daß er allerdings nur ein Retourbillet zweiter Klasse genommen habe.“

„Dann fahren wir auch wieder, Mama.“ rief Wölfi. „Sie haben das in der Schule immer so gemacht. Wenn Einer aus der Klasse nicht konnte, lieber Alle einen herunter.“

„Ich werde schon bei Euch bleiben.“ „Das wirst Du nicht, Otel Reckis, Du was, dann fahre ich allein weiter. Lieber will ich mich zu Tode langweilen...“

Der Schaffner kam und Wölfi leuchtete sich, als er hielt, wie sein Freund ein Zufallsbillet bestellte. Dann ging die Fahrt los und ein rechtliches Ereignis konnte beginnen. Es blieb natürlich in Unklarheiten haften. Da hatten sie sich so und so lange aufgehalten und dort so lange. Da hatten sie ganz weiter gehabt und dort schliefen; da hatte Wölfi Gesellschaft gefunden und dort nicht. Von Mariannes Freuden und Denken war nicht die Rede. Wölfi mischte sich immer in's Gespräch und hatte kleine Anekdoten zu berichten. Eine Anekdoten auf dem Bohlen und ein Witt über ein Seebirgloch schienen Er ihn die beiden höchsten Punkte der Reise zu sein. Und in der Tat hatte er einen Jungen eine Maulschelle gegeben. „Bräu!“ hatte der ihm noch gerufen.

Nach neun Uhr fing Wölfi an, sich zum Spaß bequem zu machen in dem Coupé. In der einen Ecke saßen Mama und der Otel Reckis, in der anderen gegenüber, in der anderen Ecke, bald schliefen, bald drüben, streckte sich der Knabe aus und brummelte das mit, wie viele Reißstapeln er schon auskatheten könne. Auf einmal war er fest eingeschlafen.

Van Tenius erhob sich, bestie das Kind zu, zog den kleinen Dunkelbraunen Vorhang vor die Fronte der Wagenabteilung und schloß sich dann wieder auf seiner Seite. Er konnte sich nicht verlagern, die Hände der Geliebten zu ergreifen, und dann war's bald mit seiner Selbstverwünschung vorbei. Er beugte sich vor, sah sie: lange tief in die Augen und flüsterte: „So habe ich Dich endlich, und so habe ich Dich, Marianne, mein Weib!“

Als Marianne darauf schwermütlich den Kopf schüttelte, sprach er weiter, so leise, daß Wölfi es nicht hätte hören können, auch wenn er plötzlich aufgewacht wäre. Der Zug rollte in regelmäßigen Takt zu laut dahinzufahren.

„Ich bitte Dich, Marianne, verzeihe es mir zu Liebe, und begreibe die Vergangenheit. Du wirst nicht mehr liebreicher sein, wenn Du das Fürsichbare des Weib, wenn Du das Fürsichbare leichter verumden hättest. Und das war das reinste Glück, gelieren an Deiner Nachricht, daß Du mir aus der Ferne zuriefst: die Vergangenheit ist tot! Wir wollen nicht glücklich sein! Wir wollen das Grab nicht vergessen. Aber ich will es sein, der an seine Pflichten erinnert, von Zeit zu Zeit, an Gedanken. Du sollst mich nie erinnern, auch nicht durch Deine Tränen, mein geliebtes Herz!“

(Fortsetzung folgt.)

Damenwörterbuch.
— Argwohn. Jung Hausfrau (die selbst kocht). Ach, Edgar, ich glaube immer, Du bist alles bloß aus Pflanzigkeit!

— Tost. Otel zum Reffen, nach der Prüfung: Du bist schon wieder durchgefallen! — Refte: Ja, Otel, aber schon bedeutend langsamer!

— Feine Unterscheidung. Dame (zum Commis): Haben Sie nicht irgend einen guten Stoff? Commis: Wir führen nur bessere Stoffe, gnädige Frau!

— Unter Freunden. A. (seinen Freund besuchend): Drüben schmeißt Luft ist in Deiner Wohnung. — B. Ja, Semmelstück — Schweigermutter ist im Haus.

— Im Rindfleisch. — Schauspielersöhndchen (das im Parterre sitzt, als der Vater mit faulem Obst beworfen): Vater, mach mir einen Apfel anter!

— Feiner Unterschied. — Refte: Otelchen, was ist für ein Unterschied zwischen Distraction und Schweigen? Otel: Schweigen ist Gold und Distraction bloß Ehrenlohn.

— Vorsichtig Fremder (sich vorstellend): Habe ich die Ehre, den Herrn Baron von Silberstein zu sprechen? Baron: Der bin ich — und mit wem habe ich denn die Ehre?

— Fortschritt. A: Wie weit bist Du denn mit dem Stenographieunterricht? — B: O, es geht schon ganz flott, ich habe mich gestern anprobirt und die Gardinenpredigt meiner Eltern transgriphirt!

Aus Belgien.

Ausländische Journalisten berichten über Belgien.

Eine aus allen Ländern der Welt zusammengewürfelte Gruppe von Journalisten hat die Pfingstferien zu einer Reise nach Belgien benützt, zu der die belgische Regierung, verschiedene Gemeindebehörden und insbesondere unsere belgischen Kollegen geladen hatten. Am Zug ging's zuerst nach Dünkirchen, der weiteren Reise, die schon so mandem Sturm ergriffen hat. Dort halten uns belgische Militärautomobile ab, die teilweise von englischen Damen gefeuert wurden. Wir fuhren über das Schladfeld von Dünkirchen nach Ostende, betradten dort aus die ganze belgische Küste mit ihren vielen militärisch interessanten Sehenswürdigkeiten. Ueber Brügge und Gent gelangten wir nach Brüssel, von wo aus ein kurzer Absteher nach Mecheln zum Kardinal Mercier gemacht wurde. Löwen, Lüttich, Namur und Charleroi waren die letzten Etappen unserer etwas ermüdenden, aber äußerst interessanten Fahrt.

Alle französischen Höfen haben einen großen Vorteil vom Kriege gehabt. Sie wurden von den Engländern und Amerikanern vergrößert und mit mannigfachen permanenten Verbesserungen versehen. Dünkirchen macht eine Ausnahme. Während seine Kanonen ungenutzt in seinem Hafen jeglicher Handelsverkehr. Nicht einmal große Kriegsschiffe liefen an. Die Front war zu nahe. Die Einwohner fürchten es auch auf andere Weise. Keine andere Stadt hatte, in Anwesenheit der Großzahl der Bewohner, so mannigfaltige Verbesserungen durchzumachen. Dünkirchen wurde vom Lande aus, von der See her und aus der Luft bombardiert, und es fällt schwer, ein Haus zu entdecken, das keine Geschloßspuren zeigt. All dieses Unheil ließ die Bevölkerung mit stoischer Ruhe über sich ergehen. Als das große deutsche Schiffsgeschütz in die Stadt schloß, lebte jedermann in den Kellern, die man miteinander in Verbindung setzte. Zwischen zwei Alarmzeichen ging man den nötigen Geschäften nach. Und man konnte auf den Straßen Kinder spielen sehen, die beim Seulen der Sirenen blitzschnell in den Kellerlöchern verschwanden. Die Stadt litt juratbar, aber der Mut der wäderen Bevölkerung blieb ungebrochen. Am 17. Oktober 1917 wurde sie an die Tagesordnung der Armeegier, und in Stadtmappen prangt jetzt der Satz: „Geliebte Stadt, denn der ganzen Nation zum Beispiel.“ Schon 1793 hatte die revolutionäre Pariser Regierung festgestellt, daß Dünkirchen sich ums Vaterland verdient gemacht habe. Und der Feind von damals, der Engländer, hat in diesem Kriege Dünkirchen die höchste Auszeichnung verliehen, die die englische Marine zu verleihen hat. Dünkirchen bezahlt seinen Kaisertriumph wieder. Man fragt sich, ob es sich je wieder zur alten Höhe zurück aufschwingen können. Aber die stämmige Küste ist ja, und der Bürgermeister Leroux, der den ganzen Krieg hindurch der Bevölkerung mit dem Beispiel vorangegangen ist, sprach uns gegenüber die Zuversicht aus, daß Dünkirchen seine Wunden heilen und bald seinen alten Rang wieder einnehmen könne.

Das Leben erwaht in den Ruinen.
Einige zwanzig Kilometer östlich von Dünkirchen beginnt Belgien, beginnt das weiflandrische Schladfeld. Wir haben es von Furnes bis Dünkirchen besucht. Was mochte man auch nach den allzu bekannten Bildern der Zerstörung sagen? Das einzige, was dieses Kampfgelände von den anderen unterscheidet, ist, daß auch heute, trotz der Dürre, die Spuren der Herüberwechslung noch nicht verschwunden sind. Heute interessiert uns nicht die Zerstörung, sondern etwas viel friedlicheres: der Wiederaufbau. Und hier kann man den Belgiern die Bewunderung nicht verjagen. In den Ruinen erwaht das Leben. In Holzbaracken, zwischen mit Brettern bedeckten Mauern haben sich die modernen Kivontiere eingerichtet. Sie räumen aus, sie bauen, sie machen den gemordeten Boden plattweise wieder urbar. An einigen Orten leben die Leute wie in einem alten Zeitalter. In der Gegend von Furnes und Voperinghe sind schon mächtige Kolonien vorhanden. Eine Gelbbahn schleppt unermüdlich Baumaterial heran, an dem es hier im Gegensatz zu den weiter südlich gelegenen französischen Gebieten nicht zu fehlen scheint. In dieser Beziehung fällt der Vergleich zwischen den zerstörten Gebieten Frankreichs und Belgiens ganz zugunsten des Kleinstaatens aus. Das mag verschiedene Gründe haben; eine wichtige Rolle spielt indes sicher der bekannte Arbeitsmut der Bevölkerung und der gesunde Organisationsgeist der Behörden.

Die belgischen Zeebäder.
Der Krieg hat den belgischen Zeebädern übel mitgespielt. Die ganze belgische Küste war Kriegsgebiet; die Hotels waren geschlossen, wenn sie nicht von den deutschen Militärbehörden in Anspruch genommen waren. Auf dem prächtigen Damm von Ostende waren schwere Geschütze eingebaut, und mehr als eine Granate kam von hoher See her oder aus der Luft herübergeschossen. In Ostende sind in Ostende die Spuren der Zerstörung nicht so offensichtlich wie in dem reizenden Blankenberghe, wo verschiedene Strandhotels arg zugerichtet sind. Noch hat man die Spuren der Zerstörung nicht vollständig wiederherstellen können. An den Hotelfronten und Balkonen hängen noch dicke Netze von Stacheldraht. Sobald die gute Jahreszeit einsetzt, haben sich die Hoteliers an die Arbeit gemacht, und sie brachten schon in Ostende fertig in Blankenberghe das Anstiftfeld aus, auf Pfingsten die Saison, wenn auch noch in beschränktem Umfang zu eröffnen. Wir möchten von den Schwierigkeiten nur einen kleinen Begriff geben. Die Deutschen hatten die elektrischen Kraftanlagen zerstört, in Ostende, wo man uns sagte, auch das Wasserwerk. Frischbares Wasser gab es dort zur Zeit unseres Aufenthalts noch keines; aber zur Stunde wird auch dieser Schaden behoben sein. Man half sich, so gut man konnte, mit filtriertem Meerwasser für die Toilette und mit Mineralwasser, an dem Belgien ja reich ist, für den Tisch. Und die vielen tausend Personen, die aus ganz Belgien über Pfingsten nach der Küste kamen, waren mit ihrem Aufenthalt sicher zufrieden — wenn sie einen vollen Geldbeutel hatten. Denn die Preise sind natürlich nicht gerade niedrig. Auch auf seine Kennen hat Ostende für dieses Jahr nicht verzichten wollen. Aber im Kurort wird noch nicht gespielt. Daran ist indes nicht das Kurkomitee, sondern die Prüfschere schuld, die die Gasthäuser verboten hat. Die Ostender Hoteliers hoffen noch immer, daß es gelingt, das Verbot rückgängig zu machen.

Die belgische Küste.
Für geraume Zeit werden die belgischen Zeebäder indes mächtigere Anziehungspunkte haben als den Spielplatz von Ostende. Welcher Belgier möchte nicht die belgische Küste sehen, die in diesem Krieg eine so bedeutende Rolle gespielt hat und der Schauplatz der schönsten Waffentaten war? Viele Kilometer weit fahren wir auf der prächtigen Chaussee den Küsten entlang, die heute noch mit dünnen deutschen Geschützen gespickt sind. Unzählige Signalmaste tragen ihre dünnen Arme in die Luft. Hier prähten die deutschen Wachen unermüdlich nach dem Weere, wo hinter den Minenfeldern die deutschen Torpedoboote kreuzten. Es galt, eine englische Landung, die sowohl für den Seekrieg als für den Landkrieg große Folgen hätte haben können, zu verhindern.

Zeebrügge.
In Zeebrügge machen wir einen längeren Halt und besichtigen den berühmten Damm, der fast drei Kilometer lang, die Hafenanlage im weiten Bogen umschließt. Der Damm stammt aus der Friedenszeit und hat etwa 80 Millionen Franken gekostet. Er schließt den Hafen, aus dem die Mehrzahl der deutschen Utefeboote, die den Kanal und den Ozean unsicher machten, ausließen. Am 23. April 1918 spielte sich auf diesem Damm und an der Einfahrt des Hafens eine der furchtbarsten Szenen des Seerrieges ab. Der Hafenskommandant Gérard eroberte ihn und die Geschichte mit neuen Einzelheiten. Um 10 Uhr abends landeten etwa 2000 Engländer am äußersten Ende des Damms. Ihre Schiffe hatten sich dank der Dunkelheit und dank einem dichten künstlichen Nebel unbemerkt nähern können. Der dort etwa fünf Meter über dem Wasserpiegel erhabene Damm wurde mit Sturmleitern erklimmt. In der Dunkelheit, die die deutschen Scheinwerfer nicht durchdringen können, entpuppt sich auf dem schmalem Damm ein erbitterter Kampf. Der verwundet fiel, kam im Wasser erbärmlich ums Leben. Während so gefämpft wurde, näherte sich der englische Schiffsleutnant Sandford weiter landwärts auf einem mit 10.000 Kilogramm Sprengstoff gefüllten Laubboot dem Damm. Als er ihn auf 300 Meter nahe war, stellte er die Maschine auf die höchste Geschwindigkeit, band das Steuer fest und verließ das Fahrzeug aus einem Auberboot. Wenige Augenblicke später stieß das Sprengschiff auf den Damm, flog in die Luft und rief eine Brücke von 89 Meter Breite in den Damm. Den dort stehenden Deutschen war der Niedrig abgehakt. Die meisten von ihnen fielen von den Engländern gedrängt ins Wasser. Die Belagerungen, die nichts von der Zerstörung des Damms ahnten, teilten ihr Schicksal. Das erklärt, das die Engländer bei diesem mächtigen Kampfe nur zweihundert Mann, darunter zwei Gefangene, verloren. Die anderen, und unter ihnen der Leutnant Sandford, kehrten heil nach England zurück. Sand-

ford ist inzwischen am Appell gestorben.

Doch die ganze Dammooperation sollte nur den Hauptzweck der Engländer vorbereiten: die Abwehrrung der Hafenausfahrt. Was auf dem Damm vorging, nahm offenbar die Aufmerksamkeit der Deutschen gefangen. So konnte es den alten britischen Kreuzern „Thetis“, „Inflexible“ und „Aphigene“ gelingen, den Hafeneingang zu gewinnen. Die Engländer bedienten sich dabei der bei den deutschen Schiffen üblichen Signale, die ihnen verraten worden waren. Die Hafenschleusen öffneten sich ihnen, und zwischen der Schiffe gelang es, in die Schleppe einzudringen. Der tiefe Wasserstand verhinderte die Schiffe, bis zur zweiten Schleusenpforte vorzudringen. Heute liegt der Hafen von Zeebrügge noch ohne Verkehr da. Man arbeitet an der Reparatur des Damms und der großen Brücke auf der Seeschleuse. Etwa 1000 belgische Arbeiter finden da lohnende Beschäftigung. Die beiden großen Schleusenpforten sind vollständig außer Gebrauch. Die Deutschen hatten in Düsseldorf neue Konstruktionen lassen. Man hat sie kürzlich entdeckt und wird sie nun nach Zeebrügge schaffen. In längstens zwei Monaten hofft man zwischen Zeebrügge und Dover einen täglichen Fern-Bootdienst in Betrieb setzen zu können, mit einem täglichen Verkehr von 216 Eisenbahnwagen. Und bald wird dieser Hafen, der den unheimlichsten Kriegsfahrzeuge Unterstufung genährte, wieder der friedlichen Arbeit gewidmet sein.

Man weiß, daß die Engländer in Ostende einen ähnlichen Sprengversuch unternahmen, der indes nicht vollständig gelang. Der alte Kreuzer „Indivictus“ fuhr wohl in den Hafeneingang ein, konnte aber von den Deutschen aus der Querstellung in die Längsstellung gebracht werden, so daß er nicht mehr so hinderlich war. Das Schiff liegt heute noch da, in der Mitte fast vollständig geborsten. Man kann sich an Bord rüber lassen und den alten, durchlöcherter Kaiser aus nächster Nähe bestaunen. Schon seit vielen Wochen sind die Engländer mit Sperrversuchen beschäftigt. Sie wollen das ruhmvolle Fahrzeug nach England schaffen. Die Anstrengungen, das ihnen das gelingt, sind nicht sehr groß. Aber die Engländer sind zähe und sie werden den Versuch nicht so bald aufgeben.

Amerikaner für Lotterie. Professor Luigi Luzzati, der frühere Premier von Italien, hat tausende von Briefen aus Amerika erhalten, die die Vorliebe der Amerikaner am Spiel darsin. Alle diese Briefe enthalten Scheds vom Betrage von \$100 bis zu \$100.000. Die Gesamtsumme geht in die Tausende. Die Briefschreiber eruchen den früheren Premier, für sie Zettel in der großen internationalen Lotterie zu reservieren, die, wie die Briefschreiber annehmen, Prof. Luzzati zu veranstalten gedenkt. Der Vorschlag einer internationalen Lotterie wurde in der französischen Presse ausgebaut, sagte der Professor. „Wir wurde allerdings ein solcher Plan vor einigen Monaten von einem Italiener unterbreitet. Der Plan war, auf diese Weise die Kriegsschulden Italiens zu bedecken. Aber ich hab mich der Sache nichts zu tun. Als ich seiner Zeit deswegen interviewt wurde, erklärte ich mich entschieden gegen den Plan. Ich hoffe, die Amerikaner werden mir vergeben, daß ich ihre Spiellust nicht befriedigen kann.“

Der Grund warum.
„Sie sind der einzige gebildete Mensch in der ganzen Gesellschaft!“ „Wie meinen Sie das, mein Herr?“ „Nun, als die juristbar aufgeordnete Dame, die Sie dort sehen, vorhin in den Saal trat, da waren Sie der einzige, der nicht lachte.“ „Oh, das hatte keinen guten Grund — ich bin nämlich ihr Mann!“

Druckfehler.
Der Student kam ganz erwidert im Bauernhofe an und fragte über Durst, worauf er von der Bäuerin mit Wasser gekürzt wurde.

Se. Exzellenz verweilten lange in ungeheizten Vorzimmer und haben sich infolge dessen einen kalten Kopf zugezogen.

Ein reisender, bergiger Domestik verlor den Abend.
„Vater A! benost funkelte in dem Pofal.“

Studentenleben.
Hauswirtin (zu dem morgens heimkehrenden Studenten): „Diese Nacht ist ein Telegramm für Sie gekommen, ich glaube, von einem Ihrer Freunde, das aus der Hauptstadt!“

Student: „Das ist nicht möglich, meine Freunde wissen, wo ich in der Stadt zu finden bin.“

Druckfehler.
Kedner besetzte bitter, daß die Feile unserer Köpfe immer mehr in Bergeseiten geraten, und die schönen germanischen Bäume immer mehr verschwinden.

Die Königin von Saba

Skizze von Edwin Rosenberger.

Zur Zeit, da Wilkis, die Herrscherin von Saba, den König Salomo mit ihrem Besuche erfreute, übertrug der König eines Tages der fremden Berufsgefährtin für ein Weibchen das Richteramt und trat beiseite, um zu erkunden, mit welcher Lage die Königin Recht und Unrecht den Menschen guerteine.

Da wurde ein Mann gebracht, der einen Mann erschlagen hatte. „Du getöbst also“, fragte die Königin, „daß du den anderen getöbst hast?“ „Ja! Ich sprang im Zorne gegen ihn hin. Er hat meinem kleinen Sohne drei Zähne ausgezogen. Dafür erschlug ich ihn.“ „Du bist Vater. — Wieviel Kinder hast du?“ „Zwölf Söhne.“ „Zwölf Söhne!“ — Die Königin von Saba sah den Mann (nimmend an, ließ ihren Geist für einige Augenblicke zur siebenten Himmels emporsteigen, von wem man den Kreis der Erdendinge besser überblickt, und sagte dann bedächtig: „Zwölf Menschen hast du das Leben gegeben, einem Menschen hast du das Leben genommen. — Du bist frei. Gehe heim zu deinen Kindern.“

Salomo war verheiratet mit der Tochter des Pharao, und sie war sein einziges Weib.

Und da sie sah, daß Salomo ihr Herr ergeben war, ließ sie ihn ihre Herrschaft fühlen, und die goldene Krone, an der die Frau den König führte, schmitt ihm scharf ins Fleisch.

Als nun die Königin von Saba zu Salomo nach Jerusalem heraufkam, sah die Tochter des Pharao untrüchlich auf die Freundschaft, die sich zwischen dem König und der arabischen Fürstin spannt, und schärfer schnitt die goldene Krone ins Fleisch, so daß Salomo weinte.

„Was für ein Leid drückt den König, der weiner ist als alle Menschen?“ fragte die Königin von Saba.

Da blühte Salomo ängstlich um sich, ob nicht jemand Kaufker sei, und fragte mit gedämpfter Stimme seinen Kummer.

Die Königin von Saba lachte, hob den Zeigefinger und sagte: „Wer mit einer Krone getöbst ist, kann sich nicht regen, doch wer mit tausend Krönen getöbst ist, ist frei.“

Salomo dachte über den Spruch der Fremdin nach, und tags darauf nahm er 999 Weiber: moabitische, ammonitische, edomitische, sidonitische, hebräische und andere, also daß er, die Tochter des Pharao mitgerechnet, tausend Weiber hatte.

Und er fand, daß tausend Weiber leichter zu tragen seien, als ein Weib.

Die Tochter des Pharao war jortend hochbeglückt, wenn ihr der König im Vorübergehen ein wenig summte.

Als einige Tage später Wilkis, die Königin von Saba, und Salomo einandersahen in den großen Hof des königlichen Palastes, in dem sich ein tausend Weiber lustwandeln ließen, sagte Wilkis: „O König, ich hab dich der erste Mensch geseher, wofür so hätte dein Brautbord die Schenke hand in arge Verlegenheit gebracht.“

„Du hast recht, Königin“, meinte lächelnd Salomo, „ich hätte denn doch 976 Rippen zu wenig gehabt.“

Alle wollen leben!

Eine hübsche kleine Doktorgeschichte erzählt der bekannete schwedische Humorist Galle. Ein Bauer...

... und erhält dort die erforderliche Ratsschläge, wie er sich verhalten soll. „Und nun bekomme ich auch ein Rezept“, sagte der Bauer zum Schluß. „Sie brauchen kein“, verlegt der Arzt. „O doch! Davon muß der Herr Doktor leben!“ erklärt der Patient. „Alo gut, er bekommt und hält sein Rezept und bezahlt die seine 5 Kronen. Geht dann zu der Apotheke und läßt sich das Rezept fertstellen, denn, so sagt er, Apotheker muß auch leben. Dies bracht, schüttet er den Inhalt in Flaschen an der nächsten Ecke ab, denn, so schließt er seine Weisheit ab: „Ich will auch leben!“

Ein Barbar.
„Stelle Dir vor, Alara, heute he ich, wie mein Mann ein Papier aus seiner Briefschale nimmt und in ein Fach des Schreibtisch legt. Kaum war er ins Bureau gegangen, so öffnete ich das Fach, nehme das Papier und lese: „Lieber Schatz, ich wette Dir einen neuen Pariser Out, daß Deine gier Dir nicht erlaubt, das ungelassen liegen zu lassen!“

„Soll ich machen? Den Out muß ich haben; aber vertragen darf ich nicht. Er ist ein Barbar.“

Die Tasche ist das empfindlichste Organ des Menschen.